

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 18 (1928)

Heft: 10

Artikel: Der Vogel im Käfig [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636493>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 10
XVIII. Jahrgang
1928

Bern,
10. März
1928

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Morgen ist es besser.

Von S. W. Weber.

Ueberkam dich Sorg und Weh,
Denk' es sei ein Frühlingschnee:
Morgen ist es besser.

Frühlingschnee vom kalten Nord,
Morgen bläst der Süd ihn fort:
Morgen ist es besser.

Morgen oder gleich darauf,
Gib nur nicht die Hoffnung auf:
Morgen ist es besser.

Wie dein Gram dich quälen mag,
Warte nur noch einen Tag:
Morgen ist es besser.

Gottes Werk ist weise Huld;
Harre nur, und in Geduld:
Morgen ist es besser.

Seine Boten wandeln sacht,
Kommen zu dir in der Nacht;
Morgen ist es besser.

Klopfen an dein Fensterlein,
Flüstern Rat und Trost hinein:
Morgen ist es besser.

Ueberkam dich Sorg und Weh,
Denk', es sei ein Frühlingschnee:
Morgen ist es besser.

Der Vogel im Käfig.

Roman von Lisa Wenger.

Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 10

Die Fliege ging nicht ins Nebz. Sidnen enttäuschte die Familie und kam überhaupt nicht heim. Ein jedes wartete auf seine Weise auf ihn: Onkel Doktor mit humorvollem Spott, den Knaben durchaus erkennend, sicher, daß das Böglein zu den Brezeln und Braten Monikas heimkehren werde. Frau Adeline, getreu ihrer Ansicht über Weglaufen und andere Extravaganzen mit leiser Verachtung, froh, daß sie die Finger von der aussichtslosen Erziehung Sidnens lassen durfte, und die kleine Tante Marie mit angstvoller Sorge, wenn sie an Sidnens mögliches Herumirren und Hungern dachte. Mit leiser Schadenfreude Adeline gegenüber fiel ihr ein, daß er ihr geschrieben, er denke ja nicht daran, sich wieder einspannen zu lassen, und mit wehmütiger Liebe sah sie im Geist Sidnen sie mit seinen blauen Augen anblitzen und sie mit kraftvollen Schmeicheleien zu allem bringen, was er wünschte.

Monika war praktisch vorgegangen, hatte Brezeln gebacken, glänzende russische Zeltchen fertig und Salzmandeln bereitet und alles in gut schließenden Büchsen verwahrt. Aber die Brezeln wurden weich, die Zeltchen schmolzen zu einer braunen Masse zusammen, und die Salzmandeln wurden ölig, Sidney kam nicht. Tante Marie ging mit roten Augen herum und war nicht zu beruhigen, wenn auch

Adeline ihr zum Trost sagte, daß auch aus den edelsten und kunstreich gepfropften Bäumen Wildlinge hervorbrächen, was man jetzt an Sidnen sehe, und Monika beim Strümpfstopfen mit niedergeschlagenen Augen bemerkte, daß der Sidnen es eben von weitem gerochen hätte, daß man ihn habe zu einem Studenten machen wollen...

Er war in phantastischster Weise herumgereist. Auf Befehl der Familie hatte die Schule darauf verzichtet, Sidnen weiter suchen zu lassen. Kein Mensch schien sich um ihn zu kümmern, und weil er sich das nicht zu erklären vermochte, denn es war unmöglich, daß man ihn einfach seine eigenen Wege gehen lassen wollte, so fuhr er vorsichtigerweise im Bierzack im Lande herum.

Wo er hinkam, gewann er die Leute. Wo er anklopfte, wurde ihm aufgetan. Wo er ging, sah man ihm nach und freute sich an dem naturfrischen, lecken Burschen. Seine Tatkraft, den Bauern, ja den Bewohnern von Landhäusern seine Bilder dadurch aufzudrängen, daß er sich einfach hinsetzte, malte, die Neugierde der Besitzer weckte und sich bescheiden mit einem Mittagessen und etwas Geld begnügte, half ihm von Ort zu Ort. Uebrigens hatte er von Tante Marie Geld erhalten, und hätte sich im Notfall leicht und ohne Arbeit,

ohne das bisschen Komödiespielen und ohne Zigeunerei weiter helfen können. Aber das eben lockte ihn. Er malte, wo er ging und stand, vom liebebrennenden Sonnenball bis zum Schneckenhaus, er malte auch im Traum, und die Zeit verging ihm im Flug.

Und einmal, er hatte keine Lust, seine Farbstifte herzuholen, schrieb er einen Brief an Rahel, auf einer sonnenbeschienenen Bank, unter einer Birke, die auf einem grünen Hügel stand, von dem man weit über das bunte Land sehen konnte:

„Liebe Rahel, gelt, die Tante Adeline hat Fi done gesagt? Gelt, euch führe ich an der Nase herum? Dich natürlich nicht, denn ich hoffe nicht, daß du mit ihnen über mich jammerst. Hast gar keine Ursache. Mir geht es so gut wie noch nie in meinem Leben (sag das nicht Tante Mariechen) und ich bin so braun wie Föhrenholz, fast schwarz. Überall bin ich gewesen, und wo ich jetzt bin, sage ich lieber nicht, meinen Brief werfe ich in den Postzug. Es ist anständig von ihnen, daß sie mich nicht haben suchen lassen, und ich habe mir den Kopf zerbrochen, wem ich das zu verdanken habe. Du kannst nicht daran schuld sein, du bist noch zu jung. Aber wem sonst? Kannst ihnen sagen, daß ich Geld verdiene, mal da, mal da, daß ich genug zu essen habe, und daß ich nächste Woche eine Stelle antrete. Wenn sie wützen, wo! Tante Adeline fielet in Ohnmacht und Karoline müßte ihr Kamillentee kochen. Über da habe ich einen Gehalt, habe daneben Zeit zu malen und kann vorwärts kommen. Warte nur, bis ich einmal zwanzig bin, dann sollst du sehen. Warte nur. Ich möchte natürlich viel lieber malen und nicht Geld verdienen müssen, aber nun geht es eben nicht anders.

Sage Tante Mariechen, sie sei immer noch das liebste Kleßchen, das in die Sonne blinzle, und ich hätte ihr schon lange geschrieben, wenn ich nicht fürchtete, sie könnten mich ausfindig machen. Weißt du, es ist mir gar nicht darum zu tun, die Familie zu ärgern, oder in Schreden zu versetzen. Ich brauche sie bloß nicht mehr. Sie hält mich fest, und das geht nicht. Was wissen sie denn von mir? Ich soll werden, was sie wollen, und denken, wie es ihnen paßt. Ho, fällt mir gar nicht ein. Ich muß es auseissen, wenn's schief geht, nicht sie. Ich habe einmal einen Mops gesehen, der lief an einer Schnur hinter zwei alten Herrschäften her und trippelte so drollig auf seinen Beinstumpfen, schnell, wenn sie schneller gingen, langsam, wenn sie still halten wollten. Er war auf allen Seiten gleich breit und lang, und das Wasser lief ihm aus dem Maul vor Fett und Behagen. Das war ein Familienhund. Ich bin feiner.

Was machst du? Reitest du? Herrgott, da möchte ich dabei sein. Aber trotzdem käme ich nicht heim, und der Gedanke ans Reiten zieht mich doch wie mit einem Seil. Ich werde schon noch auf ein Pferd kommen, da sei du nur nicht bange. Ist der Lux, oder wie der Kerl heißt, wieder fort und grüße den Velusa, der verrät uns nicht. Wenn du schweigst, schreibe ich dir wieder. Sage Tante Marie, du hättest geträumt, ich hätte dir geschrieben und es gehe gut. Das kann es ruhig weitererzählen, das kleine Plappermaul.

Sidney.

Nachdruck. Eigentlich kannst du dem Onkel Doktor sagen, du hättest einen Zettel von mir bekommen, es gehe mir gut. Sie sollten mich nur in Ruhe lassen. Ich käme nicht heim, und Geld brauche ich keines. Verbrenn' aber den Brief vorher und sag' um keinen Preis mehr. Hältst du zu mir?

Stolz tat Rahel, wie Sidney ihr gesagt. Am nächsten Familientag zupfte sie den Onkel Doktor am Ärmel und flüsterte, sie habe ihm etwas zu sagen. Leise erzählte sie, was Sidney ihr aufgetragen. Der Onkel bekam einen roten Kopf. So, war alles was er sagte. Der kaum Sechzehnjährige drehte ihnen allen eine Nase. Gut. Möchte er. Er, Doktor Schwendt, kümmerte sich nicht weiter um ihn. Er verjagte das Gefühl aufrichtigen Respektes, das der junge Mensch ihn zu empfinden zwang, und rief den Rest von Kampflust, den das Leben ihm gelassen und nicht in Eigensinn verwandelt, in die Schranken. Gut, gut. Wollen sehen, wer gewinnt. Point d'argent, point de Suisse. Keine Familie — kein Geld. Guten Rat verlachen — Hilfe verlachen! Schwimm du!

Aber alles das trockige Denken nützte dem Onkel nichts, denn er war zu aufrichtig gegen sich selbst, als daß er nicht, trotz Verger und Aufgebrachtheit — Spaz an Sidneys Gebaren gehabt hätte. Kommt er einmal zu Kreuz gekrochen, was über kurz oder lang geschehen wird, nun, wofür wäre der alte Onkel da?

Adeline nahm die ganze Sache mit gemessenem Ernst auf, und sprach gar nicht von der lächerlichen Familienniederlage. Würde Sidney wider Erwarten ein berühmter Maler werden, so war immer noch Zeit, sich seiner anzunehmen. Uebrigens sollte Rahel erfahren, was es hieß, gegen sie vorzugehen. Ein kurzes Verhör, ein kurzes und trockiges Schütteln des Kopfes von Rahel, die den Brief wirklich verbrannt hatte und ihn nicht herausgeben konnte, Strafe; Hausarrest. Kein Nachtisch während vierzehn Tagen, kein freundliches Wort ebensolang. Von seiten Rahels; Kampflust, denn sie hatte nicht für sich zu kämpfen, und ein erhebendes Gefühl, zu den Märtyrerinnen zu gehören und die Vertraute eines werdenden berühmten Malers zu sein. Von Adeline Petitpiers Seite aber die Lust, sich Rahel untertan zu machen, ihren Willen zu brechen, und ihr zu bedeuten, wer im weißen Haus zu befehlen und wer zu gehorchen habe.

Nach dem Mittagessen, an dem Rahel nun teilnehmen durfte, war ihr erlaubt, im Obstgarten zu spielen — ohne Aufsicht — oder zu lesen. Sie lief stets der langen, hohen Gartenmauer entlang bis zum Weinberg, der dort mit dem Garten zusammenstieß, und wartete auf Lux. Von allen Früchten aßen sie, und lagen faul im Gras. Die schwerbehängenen Bäume über ihnen, konnten sie die süßen Früchte mit der Hand erreichen. Lux schob sie Rahel in den Mund, die Zartheit ihrer Lippen wissentlich empfindend. Er hatte nicht die Augen Sidneys, die den Wassern aus dem Garten des Paradieses glichen. Dunkel und schwer die Wimpern, begehrend die Augen, trozig und rücksichtslos die Stirne,

so sah er aus. Er gab Rahel Anweisung, wie sie die Gebote der Frau Petitpierre umgehen und die Wachsamkeit Karolines täuschen könne und wie sie die Ausreden um der stets wieder versäumten Nähstunden zu formen hätte.

„Du sagst, daß du der Tante beim Einmachen des Obstes helfen müßest“, begehrte er.

„Aber das tut ja Tante Adeline nie“, sagte Rahel, die gerne und mit freudigem Gewissen die Nähshule schwänzte, aber nicht gerne lügen mochte.

„So sag' was du willst, dummes Ding“, schalt Lux. „Mit dir ist nichts anzufangen. Was lasse ich mich auch mit kleinen Kindern ein, wie du eines bist.“ Da blickten Rahels Augen.

„Mit dem Sidney — der Sidney — der konnte wohl etwas mit mir anfangen“, sagte sie überlegen. „Und ich kann schneller laufen als du, und kann Stelzen laufen und Rudern und Schlittschuhlaufen . . .“

„Ja, du bist ein Schätzchen“, lachte Lux. „Und wenn wir wieder im Schiff fahren, geht's in die Binsen, und ich küssé dich.“ Mit großen Augen sah ihn Rahel an.

„Ich lasse mich nicht küssen von dir, pfui“, schalt sie. Da lachte der Lux unbändig.

„Vielleicht lieber vom Velusa?“ Rahel antwortete nicht, so dumm schien ihr die Frage. Auch Lux schwieg. Dann schlug er Rahel vor, morgen, wenn die andern ihren Mittagschlaf hielten, über die Weinbergmauer zu klettern und mit ihm auf dem See zu fahren.

„Aber nicht ins Schiff“, fragte Rahel misstrauisch.

„Nein, nur zur Kanincheninsel.“ Es war ein überlegenes, boshaftes Lachen in seinen Augen, als Rahel, verlockt von dem Gedanken an die verbotene Ausfahrt, nickte. Also um halb zwei. Lux schwang sich mit einem Sprung über die Mauer und auf die Straße. —

Sie fuhren langsam dem Ufer entlang, nahe den wispernden Erlenbüscheln, damit vom Garten aus niemand sie sehen könne. Dann lenkte Lux das Schiff quer nach der kleinen Insel, die wenige Minuten entfernt, mit Papaveln bewachsen und mit Kaninchen bevölkert, öde und trostlos mitten in der beweglichen Flut lag. Dicht standen dort die Binsen und rauschten ängstlich, als Lux mit einem heftigen Druck der Ruder das Schiff drehte, und entgegen seinem Versprechen, mitten in den raschelnden Wald hineinführte, daß die Binsen sich, gleich einem Vorhang, hinter ihm schlossen. Dort ließ er die schlanken Ruder dem Schiff entlang gleiten, zog Rahel an der Hand von der Bank herunter, hielt sie mit beiden Armen fest und drückte sie mit solcher Gewalt an sich, daß sie blaß wurde. Darauf küßte er sie heftig und unausgesetzt, bis sein Herzschlag so stark wurde, daß er kaum mehr atmen konnte. Er hielt sie auf seinen Knieen fest, um sie nach kurzer Pause zum



Ed. Stiefel. — März.

zweitenmal zu küssen, ohne daß Rahel auch nur einen Laut ausgestoßen hätte. Dann riß sie sich aber mit voller Kraft los, wehrte sich zornig und verzweifelt und fing an laut zu weinen. Als sie zu kräzen anfing und mit den Armen um sich schlug, bequemte sich der große und sehr entwickelte Junge endlich dazu, sie loszulassen und das Schiff wieder aus dem verräderischen Schilf heraus und über den aufrichtigen See zu führen. Stumm glitten sie dem Ufer zu. Rahel sprang, noch weit entfernt von den trockenen Kieseln, aus dem Schiff, stolperete und fiel in das seichte Wasser. Tropfnah rannte sie dem weißen Hause zu. Tagelang ging das Kind mit einem schlechten Gewissen herum, das sie sich nicht zu erklären vermochte. Vor dem Einschlafen fiel ihr jeden Abend der Augenblick ein, in dem Lux sie festgehalten und seine Zähne auf ihren Mund gepreßt hatte. Sie drückte dann beide Hände auf ihre Lippen und wischte sie in einer Art Grauen am Bettluch ab. Endlich verblaßte der Eindruck und verschwand beinahe aus ihrem Gedächtnis.

Den Lux floh sie. Er floßte ihr Abscheu ein und zugleich eine Art vermehrten Interesses. Wenn sie ihn nur von weitem kommen sah, lugte sie durch das Gebüsch über die Gartenmauer und sah ihm nach, ungefähr wie man einem Mörder nachsieht, den man einmal gut gekannt hat. Ob alle Jungen waren wie der da? Ob Sidney — nein, Sidney nicht, der war anders, der küßte nicht Mädchen, die mit ihm ins Schiff fuhren, und der preßte sie nicht an sich und packte sie so häßlich an. Sie weinte wieder, im Gedanken an jenes Erlebnis, vor dem ihr schon im Augenblick des Geschehens gegräut hatte. (Forts. folgt.)